Zeitschrift: Sprachspiegel: Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 3 (1947)

Heft: 6

Artikel: Die Frage der welschen Schule in Bern auf lange Sicht gesehen

Autor: U.H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420042

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gerade sie doch im Gegenteil die Hauptschwierigkeiten bieten. Im Verzgleich zu den vokalischen Aufgaben einer fremden Sprache erkläre ich das vereinigte Konsonantenheer sämtlicher Völker für ein Kinderspiel.

Spitteler.

Die Frage der welschen Schule in Bern auf lange Sicht gesehen

Über diese Frage ist schon so viel geredet und geschrieben worden, daß es vielen überflüssig erscheinen mag, sie erneut aufzugreifen. Aber wenn man beim Auftreten von Schwierigkeiten und Mikverständnissen mit Recht sagt, man musse "halt rede mitenand", so heißt das doch, daß man sich aussprechen soll, bis eine Einigung möglich ist. In der Frage der wel= schen Schule in Bern ist das aber keineswegs geschehen. Der Grund liegt darin, daß bis jetzt im wesentlichen aneinander vorbeigeredet und =ge= schrieben worden ist. Die beiden Standpunkte, die in den bisherigen Aus= einandersetzungen verfochten worden sind, seien nachfolgend gang turz zusammengefaßt: Die Welschschweizer in Bern erklären, daß es ihr gutes Recht sei, eine französischsprachige Schule in Bern zu verlangen, weil die eidgenössische Zentralverwaltung in Bern zur Erfüllung ihrer 2luf= gaben eine ansehnliche Anzahl welscher Mitarbeiter benötige. Da die Unwesenheit dieser Mitbürger französischer Zunge von Bundes wegen nötig sei, musse man ihnen die Möglichkeit geben, ihre Kinder in ihrer Muttersprache aufzuerziehen. Den Grundsatz der Unantastbarkeit sedes Sprachgebietes (Territorialitätsprinzip) wollen sie im übrigen - begreif= licherweise - nicht beseitigen, sondern denselben nur als auf die Zundes= stadt Bern unanwendbar erklären.

Demgegenüber sind die Deutschschweizer der Unsicht, daß dieser Grundsatz, wenn er seine Geltung behalten soll, in keinem einzigen Kalle, auch nicht in dem Berns, durchlöchert werden dürfe. Sie machen die Welschen darauf aufmerksam, daß sich Lausanne, der Sitz des Bundesegerichts, rechtlich genau in der gleichen Lage befindet wie Bern, und verssäumen auch nicht, an die seinerzeitige Frage der deutschsprachigen Schuslen im Tessin zu erinnern. Diese Schulen wurden für deutschschweizerische Eisenbahner im Tessin eröffnet, die nicht wegen ihres eigenen Brotze

erwerbs, sondern ganz eindeutig im Dienste des ganzen Landes da= mals (!) dort eingesetzt werden mußten. Um diese Hauptargumente hat sich bis heute die ganze Auseinandersetzung gedreht. Die Mit= und Neben= argumente waren überaus zahlreich und wurden von beiden Seiten zu= weilen mit Heftigkeit versochten und bekämpft, ohne daß eine der beiden Parteien einen durchschlagenden Erfolg in der öffentlichen Meinung für sich hätte beanspruchen können. Merkwürdigerweise ist es eben bis heute unterlassen worden, diese Frage

im großen Zusammenhang der sprachlichen Verhältnisse

in der Schweiz überhaupt und im Hinblick auf die sich in der Zukunft aus ihr ergebenden Kolgen zu sehen! Wir sind gewohnt, die sprachlichen Ver= hältnisse unseres Landes stets unter dem Besichtspunkt des zahlenmäßi= gen Übergewichts der Deutschsprechenden zu sehen und daraus den Schluß zu ziehen, daß sich die Welschschweizer im Nachteil befinden. Wir unterliegen auch hier der großen Krankheit unserer Zeit, alles nur mit materiellen und quantitativen Maßstäben messen zu wollen. Wer mit geschichtlich geschultem und durch Erfahrungen geschärftem Auge das Verhältnis der Sprachen in der Schweiz im allgemeinen und die Lage des deutschschweizerischen Sprachgebietes im besondern fritisch betrachtet, kommt, in groben Zügen dargestellt, zu folgendem Ergebnis: Obwohl die Deutschsprechenden den Französischsprechenden gegenüber zahlenmäßig sehr stark überlegen sind, befinden sie sich dennoch in anderer Hinsicht ebenso auffällig im Nachteil. Die Gründe sind außerordentlich mannig= faltiger Urt, lassen sich aber doch in den folgenden vier Punkten einiger= maßen zusammenhängend gliedern:

1. Der De utschsichen weizerist "von Haus aus" empfänglich für fremde Urt und Sprache. Im Gegensatz zum anderssprachigen Miteidegenossen bereitet es ihm Freude, die Sprache des andern Landesteils kennenzulernen. Er ist auf alle Fälle zum mindesten überzeugt, daß neben der deutschen Muttersprache auch alle andern Sprachen ihre besondern Werte und Schönheiten und ihre unbedingte Daseinsberechtisgung haben. Vielfach geht er aber praktisch noch weiter, nämlich bis zur Selbstaufgabe. Im Verkehr mit Underssprachigen stellt er bewußt und aus Höslichkeit die eigene Sprache fast immer hintan. (Es sei keineswegs

in Abrede gestellt, daß hiebei in vielen Källen auch die Absicht, einerseits sich "gebildet" zu zeigen und anderseits zu "profitieren", mit im Spiele sein mag.) - Der Welsch schweizerscheint - ebenfalls "von Haus aus" - nicht anders zu können, als an eine naturgegebene, unbedingte Überlegenheit der französischen Sprache vor der deutschen (und übrigens auch der englischen oder holländischen) zu glauben und daraus einen ge= wissen innern Unspruch auf eine Vorzugsstellung abzuleiten. In diesem Zusammenhang mag an die bezeichnenden Beispiele erinnert werden, die uns die Städte Freiburg und Biel bieten. Freiburg, das von jeher zweisprachig war und heute noch mindestens ein Drittel Deutschschweizer= Einwohner zählt, macht einen fast ausschließlich französischen Eindruck. Um nur einen kleinen Hinweis zu geben: weder Poststempel noch Plätze= und Straßenbezeichnungen erfolgen zweisprachig. Biel, das bis vor etwa 70 Jahren rein berndeutsch war, beherbergt heute auch ein Drittel Französischsprechende, gewährt aber denselben die unbestrittene Gleich= berechtigung bis in die kleinsten Dinge hinein.

- 2. In der deutschen Schweiz spricht man im täglichen Leben stets die schweizerdeutschen Mundarten und bringt es in der Beherrschung der Hoch= und Literatursprache meistens nicht zu jener Vollendung, die die Französischsprachigen in ihrer Muttersprache sowohl im schriftlichen als auch im mündlichen Ausdruck nicht selten erreichen. Unbewußt bildet sich beim Deutschschweizer deswegen ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl.
- 3. Die maßgebenden Kreise und Behörden sind, wie unlängst an einem freisinnigen Parteikongreß festgestellt worden ist, darauf bedacht, den sprachlichen Minderheiten eher größere Vertretungen in den zivilen und militärischen Amtern zu gewähren, als ihnen nach ihrem verhältnis= mäßigen Bevölkerungsanteil zukäme. Das ist eine kluge und verantwor= tungsbewußte Politik. Auf der gleichen Linie aber sind gerade auch die gebildeten Kreise der deutschen Schweiz allzusehr geneigt, nur auf das zahlenmäßige Übergewicht des deutschen Landesteils zu vertrauen und sich selbst um die folgenschwersten Entwicklungen auf sprachlichem Gebiet in vollkommen ungenügender Art zu kümmern.
- 4. Hiezu kommt nun noch der alles überschattende Einfluß der Welt= politik. Der deutsche Nationalsozialismus hat die deutschsprechende Schweiz in so hohem Grade den Sprachgenossen jenseits des Rheins

entfremdet, daß viele Deutschschweizer eine Zeitlang am liebsten auch die deutsche Muttersprache verfemt hätten (Bewegung Bär). Die Niederlage des Reiches aber hat es mit sich gebracht, daß die Weltsprache Deutsch außerordentlich viel an Bedeutung verloren hat. Diese Tatsache hat eine sehr große Bedeutung für das Verhältnis der Sprachen in der Schweiz. Eine Zeitung der Westschweiz hat denn auch unlängst in ihren Spalten der Koffnung Ausdruck verliehen, daß sich nun der Ausbreitung der französischen Sprache weniger Schwierigkeiten entgegenstellen möchten.

Auf diesem Hintergrund wird etwas klar, was für die Lösung der in diesem Aufsatz aufgeworfenen Fragen wichtiger ist als alles andere: Das ungeschriebene Gesetz der Unantastbarkeit der einzelnen Sprachgebiete kann nicht nur den einseitigen Sinn haben, die in der Minderzahl befindelichen Sprachgruppen zu schützen. Wäre das der Fall, so hätten wir es mit einem

Ausnahmegesetz

oder einem sogenannten - wenn auch ungeschriebenen - Minderheitensstatut zu tun, das in einer föderalistischen und demokratischen Schweiz nicht nur gefährlich, sondern auch überflüssig ist. Nein, das Territorialistätsprinzip soll auch einen Schutz für die sich zahlenmäßig wohl in der Aberlegenheit, in anderer Hinsicht aber ebenso stark im Nachteil befinsende Mehrheit bedeuten! Im Gegensatz zu den Staaten, die die wahre Minderheitenfrage kennen, ist bei uns tatsächlich ein sprachliches Gleichsgewicht vorhanden. Das Gewicht der deutschen Schweiz ist die große Zahl, das Gewicht der französsischen Schweiz liegt - positiv ausgedrückt - im größern Kulturbewußtsein der Welschschweizer und - negativ aussgedrückt - im mangelnden Bewußtsein des Wertes ihrer Urt und Sprache bei den Deutschschweizern. - Das Zünglein an dieser Waage zeigt nur dann senkrecht nach oben, wenn die

Un antastbarkeit beider Sprachgebiete unbedingt und in vollem Umfange gesichert bleibt. Das ist aber nicht der Fall, wenn Bern, die Krone der Deutschschweizer Städte, zweisprachig wird.

So wie die Dinge liegen, würde die amtliche Unerkennung der französischen Schule aus Bern bestenfalls e in zwe it es Bieloder, wenn man will, eine "verelsässerte" Stadt machen. Selbst die ausgeklügeltsten

Zulassungsbeschränkungen würden nicht hindern, daß neben Welschschweizern deutschen Namens und erst halb assimilierten Deutschschweiszern ("demi-assimilés und "récemment assimilés"), die aus Städten der welschen Schweiz zuzögen, auch die Nachkommen von Familien, bei denen nur e in Elternteil welsch ist, dazu beitragen würden,

der Stadt Bern ein französisches Gesicht

zu verleihen, und ebensowenig, daß nicht viele klugberechnende Deutsch= schweizer mit der Zeit in wachsender Anzahl darauf drängen würden, daß man ihren Kindern die Tore der französischen Schule öffne. - Es ist ganz selbstverständlich, daß das alles nicht in den ersten fünf oder zehn Jahren schon so weit zu kommen brauchte, aber in einem halben Jahr= hundert wird vieles Tatsache werden. Für jedes Volk aber bedeutet die Zukunft mehr als die Vergangenheit und mindestens soviel wie die Ge= genwart. Dazu kommt noch der Umstand, auf den die welschen Gäste in Bern gelegentlich selbst anspielen, nämlich daß auch die Diplomaten= familien in Bern gerne eine französische Schule für ihre Kinder sähen. Die welsche Schule wird gerade mit einem die Zulassung beschränkenden Reglement Zwietracht unter der bernischen Bevölkerung saen. Diele Deutschschweizer, die so großen Wert darauf legen, daß ihre Kinder Fran= zösisch lernen, würden sich gegenüber den Welschschweizer Kamilien deut= schen Namens und den Familien, bei denen entweder nur der Vater oder die Mutter welsch ist, benachteiligt fühlen. Eines Tages würde die Schranke mit Sicherheit fallen mussen. Dann aber käme es zu schwer= wiegenden Erscheinungen der

gesellschaftlichen Spaltung im Leben Berns.

Es ist anzunehmen, daß nicht nur die diplomatischen Kreise, sondern auch große Teile der Beamtenschaft und der übrigen emporstrebenden Bevölterungsschicht sich mehr und mehr der französischen Sprache zuwenden würden. Es käme somit zu dem unerfreulichen Zustand, daß die sogenannten obern Schichten sich immer mehr französisch (gemeint ist natürlich in kultureller, sprachlicher Beziehung) gebärden würden, während nur die untern Schichten und der Zuzug vom Lande noch unverfälscht deutsch blieben. Die Unerkennung der welschen Schule in Bern bedeutet nichts anderes als die amtliche Unerkennung der Zweisprachigkeit Berns. Daran ändern die einschneidendsten Zulassungsbeschränkungen nichts. Der

Rubikon ist überschritten. Don da bis zur amtlichen zweisprachigen Bezeichnung der Straßen und Plätze, zur zweisprachigen Abkassung der städtischen Verlautbarungen, zur Eröffnung eines französischen Theaters usw. ist offensichtlich kein grundsätlicher Schritt mehr. Das ist dann wirklich nur noch eine Frage der Zeit, der sahrzehntelangen Beeinflussung der Masse der in sprachlicher Beziehung so gleichgültigen oder sogar zur Selbstaufgabe geneigten Deutschschweizer.

Naturgemäß aber wird sich - auch dies nicht auf den nächsten Augen= blick, sondern auf lange Jahrzehnte hinaus gesehen - die "Verelfässe= rung" in ihren Folgen nicht auf Bern beschränken können. Nicht nur die Vororte Berns, sondern die ganze Landschaft zwischen Freiburg, Biel und Neuenburg einerseits und Bern anderseits würde ganz langsam in Mit= leidenschaft gezogen. So sehr eine - wie zu hoffen ist - kleine Minderheit der Französisch sprechenden Schweizer sich darüber freuen könnte, und so sehr einem - wie zu befürchten steht - recht ansehnlichen Teil der Deutsch= schweizer diese Entwicklung auch gleichgültig wäre, würde doch bei dem stets wachsenden Teil der andern Deutschschweizer eine heftige Reaktion entstehen, die notwendigerweise in einem verbitterten Abwehrkampf ihren Ausdruck finden müßte. In der Anerkennung und Ausdehnung der welschen Schule in Bern ist daher der Reim eines gefährlichen sprachlichen Zerwürfnisses zu sehen. Der Sprachenkampf, wie ihn das uns so sympa= thische Belgien kennt, ist uns bis heute erspart geblieben. Möge er es bleiben! Es ist keineswegs abseitig, einmal auf

das belgische Lehrbeispiel

hinzuweisen. Das Gleichgewicht zwischen Flämen und Wallonen konnte deshalb bis heute nicht hergestellt werden, weil die Flämen für das Fremde allzu empfänglich sind. Sie müssen sich nicht nur gegen walloznische Abergriffe, sondern vor allem auch gegen eigene Schwäche wehren und sind daher trotz ihrem bescheidenen zahlenmäßigen Abergewicht wezentlich im Nachteil. In der Schweiz haben wir das sprachliche Gleichzgewicht gleichsam von der Geschichte in die Wiege geschenkt erhalten. Die starke zahlenmäßige Aberlegenheit der Deutschschweizer wiegt ihre innere Schwäche auf. Schon der Ausgang des ersten Weltkrieges hat dieses Gleichgewicht beinahe zum Schwanken gebracht. Weit größer noch ist die Befahr heute. Es ist schon so: wenn es auf wirtschaftlichem und poliz

tischem Gebiet ein "malaise romand" gibt und wenn sich die Welsch= schweizer über eine gewisse Überhehlichkeit der Deutschschweizer in dieser Beziehung beklagen, so besteht in der deutschen Schweiz obsektiv un= bedingt Grund zu einem

"deutschschweizerischen Unbehagen"

auf sprachlichem Gebiet. Es muß gestattet sein, einmal darauf hinzuwei= sen, daß ein kleiner Kreis Intellektueller unter den Westschweizern der Muttersprache der Deutschschweizer gegenüber (Hochdeutsch wie Mund= art) eine Urt von Überlegenheitsbewußtsein an den Tag legt, das eben auch Aberheblichkeit genannt zu werden verdiente. Als undiskutierbarer Boden des Zusammenlebens zwischen Deutsch und Welsch kann und muß aber der Grundsatz gelten, daß sich bei de Teile nicht nur als verfas= sungsmäßig gleichberechtigt, sondern auch als geistig und sprachlich eben= bürtig - wenn auch nicht gleichartig - anerkennen. Wir bitten daher die Welschschweizer, sich auch einmal auf den Standpunkt der Deutschschweizer zu versetzen und sich in bezug auf die welsche Schule in Bern an den alten, weisen Spruch zu erinnern "Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg auch keinem andern zu". Sicher werden sie dann davon absehen, die gegenwärtige geschwächte Lage und den althergebrachten bedingungs= losen Friedenswillen der deutschen Schweiz zu deren Schaden auszunüken. - Welschschweizer, Deutschschweizer, Schweizer, denen daran ge= legen ist, daß der sprachliche Friede und das sprachliche Gleichgewicht, die sich seit über hundert Jahren so segensreich für das Wohl des ganzen Landes und aller seiner Teile auswirften, erhalten bleiben, müssen dahin wirken, daß die Unerkennung und der Ausbau der welschen Schule in Bern unt erbleibt, weil sie den Keim innerer Störungen und Zer= würfnisse in sich birgt.

Vor allem aber müssen sich die Deutschschweizer aufraffen, man möchte fast sagen: zwingen, ihre sprachlichen Belange mit mehr Ernst und Weit=blick wahrzunehmen, weil daran der Friede des ganzen Landes geknüpft ist.

Nachschrift des Schriftleiters. Aus der Presse ersehen wir, daß in Bern unter dem Namen "Bubenberg=Gesellschaft" fürzlich eine "Vereinigung zum Schuze der heimatlichen Sprache" gegründet worden ist, und zwar nicht etwa zur Verteidizung des Stadtbernischen — eine solche Vereinigung gab es schon vorher — oder

des Berndeutschen, sondern zum Schutze der deutschen Sprache überhaupt gegen eine Romanisierung der Stadt, wie sie durch die Schaffung einer französischen Schule oder welscher Schulklassen eingeleitet würde. Der Sprachverein ist an der Grünzdung nicht beteiligt, weil es sich zunächst um eine örtliche Angelegenheit handelt, die am besten von den Bernern selbst, unabhängig vom Sprachverein, an die Hand genommen wird. Wir verfolgen sie natürlich mit lebhafter Teilnahme. In diesem Sinne hat der "Sprachspiegel" in Seft 10/1946 den Aufsat des bernischen Schulzsetretärs aus dem "Berner Schulblatt" abgedruckt und bringt vorstehenden Beistrag aus dem "Berner Tagblatt" vom 16./18. Februar 1947. Diese Arbeiten decken sich grundsätlich mit dem Bortrag von Prof. Dr. Walther Burckhardt, den wir in unserer "Rundschau 1938" veröffentlicht haben.

freut euch,

denn wir dürfen hoffen, daß unsere Sprache von der Aftionenseuche genesen werde, die sie so lange verunstaltet hat als Mäuseaftion, Mainund Kartoffelfäferaftion, Tannzapfenaftion, Kriegswaisenaftion, verbilligte Bemüseaftion (!), Altpapieraftion, Lohnanpassungsaftion usw. usw. - ich fann nicht alle Formen aufzählen, in denen diese ansteckende Krantheit in den letzten Jahren verheerend aufgetreten ist. Jetzt aber hat sie den Bipfel erflommen und fann keine Weiterentwicklung mehr, nur noch einen ruhmlosen Niedern und Untergang erleben.

Oder ist es nicht der Gipfel, wenn die "Neue Glarner Zeitung" vom 24. März 1947 berichtet, Herrn K. H. sei "infolge (!) seiner 25jährigen Tätigkeit für die Sache der Bundes feieraktion! Kann Geschenk überreicht worden? – Für die Sache der Bundesseieraktion! Kann man den Aktionenunfug noch deutlicher machen – oder muß ich sagen: in Erscheinung treten lassen –? Hoffentlich öffnet das auch den Blinden die Augen und bewirkt, daß niemand mehr seine Kraft an eine Aktion verschwendet, während es für so manche gute Sache an Mitarbeitern fehlt.

Ein Nachtrag zum Aküfi

(in Heft 4, S. 50)

Mit Recht gibt der Verfasser zu, daß man die Abkürzungen nicht in Bausch und Bogen ablehnen darf, da sie besonders im amtlichen und geschäftlichen Gebrauch Vereinfachung und Zeitersparnis bedeuten können. Aber gerade durch den Gebrauch, den man von ihnen macht, kann man